

CECILIA EKBÄCK

Schwarzer Winter

ROMAN

Aus dem Englischen
von Sabine Thiele

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Wolf Winter« bei Hodder & Stoughton, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe September 2016
Droemer Taschenbuch

© 2014 Cecilia Ekbäck

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Eva Philippon

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH, München

Coverabbildung: © plainpicture/Bildhuset

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30523-2

2 4 5 3 1

*Für die Frauen in meiner Familie,
die nicht schlafen*

Teil I

Schweden, Lappland, Juni 1717



Aber wie weit ist es noch?«
Frederika hätte am liebsten geschrien. Dorotea hielt sie auf; sie zog den Zweig, der eigentlich als Peitsche dienen sollte, hinter sich her, und Frederika musste sich doppelt anstrengen, die Ziegen anzutreiben. Der Morgen war grell; weißes Licht drang durch die Fichtenkronen und tauchte alles in leuchtende Farben. Frederika war warm, Schweiß bildete sich auf ihrem Rücken unter dem Kleid. Sie hatte überhaupt nicht losgehen wollen, und jetzt wollten die Ziegen auch nicht mehr. Sie brachen nach links und rechts zwischen die Bäume aus und versuchten so, zurück zum Hof zu rennen. Nur das Rauschen der Baumwipfel war zu hören, ein Huf, der gegen einen Stein stieß, und das ständige Meckern der dummen Ziegen.

»Nur arme Leute haben Ziegen«, hatte sie zu ihrer Mutter am Morgen gesagt.

Sie saßen auf der Holzveranda ihres neuen Zuhauses am Berg Blackåsen. Vor ihnen krabbelten langbeinige Käfer den Grashügel hinunter. Am Fuß des Hügels verlief ein schmaler Bach, dahinter lag eine Wiese. Um-

geschlossen wurde alles von dichtem Wald – schroffe schwarze Speerspitzen, die sich gegen den rosafarbenen Morgenhimmel abzeichneten.

»Da drüben werden wir Rüben ansähen«, sagte Frederikas Mutter Maija und nickte in Richtung eines Stallgebäudes. »Dort scheint die Sonne gut hin.«

»Kühe und Schafe kommen im Wald wenigstens allein zurecht. Ziegen machen nur viel Arbeit.«

»Es ist doch nur, bis dein Vater und ich einen Zaun um die Wiese gebaut haben. Nimm sie mit zu der Lichtung, die wir auf dem Weg hierher gesehen haben. Das ist nicht weit.«

Die Stalltür öffnete sich, und Dorotea sprang heraus. Die Tür fiel hinter ihr zu.

»Alles wird gut«, sagte ihre Mutter leise, als Dorotea den Hügel hinunterrannte.

Frederika wollte schon antworten, dass hier nichts gut werden würde. Der Wald war zu dunkel. Zwischen den Zweigen hing spinnwebartiger Schimmel, und auf dem Erdboden unter den untersten Ästen lagen immer noch mattblaue Schneeflecken. Sie wollte sagen, dass die Hütte kleiner war als die, in der sie in Österbotten gelebt hatten. Sie war schief und krumm, das Land unkultiviert. Kein Meer, keine Menschen. Sie hätten nicht gehen sollen. So schlecht war es nicht gewesen. Waren sie nicht immer zurechtgekommen? Doch die Falte zwischen den Augen ihrer Mutter war tiefer als sonst. Als ob sie genau dasselbe sagen wollte, was Frederika nun verschwiegen hatte.

»Aber wie weit ist es noch?«

Frederika sah zu dem kleinen, blonden Kind neben sich in seinem vererbten Kleid, das wie ein Laken im Wind auf der Wäscheleine abstand. Dorotea war

erst sechs, Frederika schon vierzehn. Das kleine Mädchen stolperte über den auf dem Boden schleifenden Saum.

»Heb die Füße beim Laufen und beeil dich«, sagte Frederika.

»Aber ich bin müde«, jammerte Dorotea. »Ich bin müde, müde, müde.«

Dieser Tag würde so schrecklich werden.

Sie kletterten höher, und der Wald unter ihnen wurde zu einem Meer aus dunklem Grün und leuchtendem Blau, das sich wellenförmig bis ans Ende der Welt erstreckte. Frederika dachte an graue Seen, einen wässrig blauen Himmel. Sie dachte an eine flache Landschaft mit spärlichem Bewuchs, die nicht viel forderte, und vermisste Österbotten so sehr, dass ihre Brust schmerzte.

Der Weg verengte sich und fiel ab, er war mit Geröll bedeckt. Zu ihrer Linken stürzte der Berg tief ins Tal unter ihnen.

»Geh hinter mir«, sagte sie zu Dorotea. »Pass auf deine Füße auf.«

Am Felsrand spähten sternförmige Steinbrechblüten zwischen den Steinen hervor. Ein kleiner Hügel brauner Kügelchen dampfte in der Sonne, die Hinterlassenschaften eines Rehs vielleicht. Ein dünner, verdrehter Zweig wuchs darüber aus dem Felsen.

Der Weg bog nach rechts ab. Frederika hatte es nicht bemerkt, als sie angekommen waren, doch hier war der Berg geborsten. Ein tiefer Riss zog sich durchs Gestein. Luchse lebten in solchen Spalten. Trolle auch.

»Beil dich«, sagte sie zu Dorotea und beschleunigte ihren Schritt.

Ein großer Findling, eine weitere Kurve. Der Weg wurde breiter. Sie waren zurück im Wald.

»Ich bin auf was Spitzes getreten.« Ihre Schwester hob das Bein und zeigte auf ihre staubige Fußsohle.

Dann spürte Frederika es mehr, als dass sie es sah. Die Ziegen nahmen es auch wahr. Sie zögerten und starrten sie an, meckerten große Fragezeichen in die Luft.

Es war der Geruch, dachte sie. Derselbe Gestank, der über dem Hof lag, wenn sie Fleisch für den Winter geschlachtet hatten. Erde, Verwesung, Kot.

Eine Fliege flog ihr direkt ins Ohr, und sie schlug danach. Weiter weg, zwischen den Baumstämmen, war es hell. Die Lichtung. Sie legte einen Finger auf die Lippen. »Sch«, flüsterte sie Dorotea zu.

Frederika ging vorsichtig durch Blaubeerzweige und Moos auf den hellen Fleck zu, bis zum Rand der Lichtung.

Hohes Rispengras wuchs dort in Büscheln. Ein Schwarm Schmetterlinge tanzte in der Luft wie eine Handvoll blasser Blumen, die man in den Wind geworfen hatte. Am anderen Ende der Lichtung war ein großer Felsen. Die Kiefern dahinter bildeten eine dichte Wand. Ein Schatten zeichnete sich neben dem Felsen ab. Ja, da lag etwas Totes. Ein Reh. Oder vielleicht ein Ren.

Dorotea nahm ihre Hand und trat dicht neben sie. Frederika sah sich um, wie ihre Mutter es ihnen beigebracht hatte, musterte die Gleichförmigkeit der Baumstämme, achtete auf Bewegungen oder Umrisse. Im Wald gab es viele Bären und Wölfe. Was auch der Angreifer gewesen war, konnte sich immer noch hier herumtreiben, immer noch hungrig sein nach dem Winter.

Sie konzentrierte sich. Da war das Klopfen eines Spechts. Die Sonne brannte heiß vom Himmel. Doroteas Hand war klebrig, unruhig in ihrer. Sonst nichts. Sie blickte zurück in Richtung des Kadavers.

Er war blau.

Sie ließ die Hand ihrer Schwester los und machte ein paar Schritte vorwärts.

Ein toter Mann lag auf der Lichtung.

Mit trüben Augen starrte er zu Frederika auf. Er lag gekrümmt da, gebrochen. Sein Bauch war aufgerissen, die Eingeweide lagen neben ihm im Gras, leuchtend rot, ein langer Strang. Fliegen krabbelten über die glänzenden Oberflächen. Eine flog in das schwarze Loch, das einmal sein Mund gewesen war.

Dorotea schrie, und plötzlich schlug alles über Frederika zusammen: der Gestank, die Fliegen, der aufklaffende Mund des Mannes.

Oh Gott, bitte hilf uns, dachte sie.

Sie mussten zu ihrer Mutter. Oh Gott, die Ziegen. Sie konnten die Ziegen nicht hierlassen.

Frederika packte ihre Schwester an den Schultern und drehte sie energisch um. Doroteas Augen waren weit aufgerissen, ebenso wie ihr Mund, Speichelfäden hingen zwischen Ober- und Unterlippe, bildeten Blasen, platzten.

»Dorotea«, sagte Frederika drängend. »Wir müssen Mutter holen.«

Das Mädchen klammerte sich an seine große Schwester, kletterte wie eine Katze an ihr empor, hielt sich fest. Frederika versuchte, die kleinen Ärmchen zu lösen. »Sch ...«

Der Wald war ruhig. Kein Rascheln, kein Klopfen, Murmeln oder Zwitschern. Auch keine Bewegungen. Der Wald hielt den Atem an.

Ihre Schwester ging in die Knie, schien sich hinsetzen zu wollen. Frederika packte ihre Hand, zog sie auf die

Füße. »Lauf«, zischte sie. »*Lauf!*« Sie hob die Hand, als ob sie das kleine Mädchen schlagen wollte.

Dorotea schnappte nach Luft und rannte den Pfad entlang. Frederika breitete die Arme aus und lief auf die Ziegen zu.

Sie flohen durch den Wald, Hufe und nackte Füße hämmerten auf den Boden.

Schneller.

Frederika schlug der letzten Ziege auf den Rücken. Sie fiel, ihre Knie brannten, sie schürfte sich die Handflächen auf. *Hoch-hoch-nicht-stehen-bleiben*. Eine der Ziegen sprang vom Weg. Frederika schrie und trieb das Tier mit den nackten Händen zurück.

Als sie den Pass erreichten, packte Frederika ihre Schwester am Arm. »Wir müssen langsam gehen. Sei vorsichtig.« Dorotea hatte Schluckauf und schluchzte immer wieder auf. Frederika kniff sie, und die Kleine starrte sie mit weit offenem Mund an.

»Es tut mir leid, bitte, bitte, halt noch ein bisschen durch.« Frederika streckte die Hand aus; ihre Schwester ergriff sie. Sie folgten den Ziegen. Ein Schritt, zwei Schritte, drei.

Der Riss im Berg erschien größer. Da war ein Geräusch. Vielleicht Atmen.

Oh, nicht hinschauen. Frederika hielt die Augen auf ihre Füße gerichtet. Vier, fünf, sechs. Aus dem Augenwinkel sah sie Doroteas nackte Füße auf dem Weg neben ihren, halb gehend, halb rennend. Sieben, acht, neun. Die Hufe der Ziegen klapperten laut auf den Steinen. *Bitte*, dachte sie. *Bittebittebitte*. Zehn.

Der Pfad wurde flacher, machte eine kleine Biegung und verbreiterte sich den Hang hinunter, und sie begannen zu rennen – erst langsam, dann schneller. Zwischen

den Bäumen wurde ihre Hütte sichtbar. Dorotea lief weit voraus und schrie: »Mama, Mama!«

Endlich waren sie sicher in ihrem Hof. Ihre Eltern kamen herbeigelaufen, ihr Vater mit langen Schritten, ihre Mutter hinter ihm. Erst da übergab sich Frederika.

Ihr Vater nahm ihren Arm und richtete sie auf. »Was ist los? Was ist passiert?«

»Ein Mann«, sagte Frederika und wischte sich den Mund ab. »Auf der Lichtung, und er ist tot.«

Ihre Mutter nahm sie in die Arme, umfing sie mit ihren langen Röcken, als ob sie nie wieder daraus hervortauschen müsste.



Wir müssen etwas tun«, sagte Maija. Frederika hatte sie losgelassen. Jetzt saß Dorotea auf ihrer Hüfte, die Fingerspitzen in Maijas Schulter gekrallt, das Gesicht ans Schlüsselbein der Mutter gedrückt. Ihr Gewicht war kaum zu spüren. Sie hielt sich fest wie eine Spinne.

»Dein Onkel hat gesagt, dass hier noch andere Siedler auf dem Berg leben. Wir müssen sie finden.«

Ihr Mann, Paavo, rieb sich mit den Fingerknöcheln die Stirn, schob mit dem Handrücken den Hut zurück, zog ihn mit zwei Fingern wieder vor. Maijas Brust verkrampte sich.

»Er gehört irgendwohin, dieser Mann«, sagte sie. »Er gehört zu jemandem.«

»Aber von welcher Lichtung sprichst du? Ich weiß nicht, wo das sein soll«, meinte Paavo.

Maija vergrub die Nase im dünnen Haar ihrer jüngeren Tochter, atmete Sonne und Salz ein. »Ich werde gehen«, sagte sie ins Haar. »Ich werde sehen, ob ich jemanden finden kann.«

Die Sonne hilft auch nicht gerade, dachte sie, als ob ihn das entschuldigte. Ihr finsternes Starren ließ die Menschen spröde erscheinen, das beige Gras erbebt in Erwartung eines Sturms.

Seit ihrer Ankunft vor drei Tagen hatten sie niemanden getroffen, doch ostwärts mussten andere leben, die wie

sie von der Küste gekommen waren. Menschen, die dort schon länger siedelten. Maija ging schnell. Blaubeerzweige fassten nach ihrem Rock. Die Sonne stand so hoch am Himmel, dass Maija keinen Schatten warf. Sie bemerkte ihre geweiteten Nasenlöcher. Der kleine Zug der Missbilligung, der sich immer öfter auf ihrem Gesicht abzeichnete. Sie zog die Nase kraus, entspannte ihre Gesichtszüge. Dann verlangsamte sie ihren Schritt.

»Es ist nicht seine Schuld«, sagte sie sich.

Sie stellte sich vor, wie ihre tote Großmutter Jutta neben ihr herlief: die Stupsnase, die nach vorn geneigte Stirn und der Unterbiss, die Ellbogen angehoben, als müsste sie immerzu durch Wasser waten. »Es ist nicht seine Schuld«, stimmte Jutta zu. »Er macht harte Zeiten durch.«

Wie wir alle, dachte Maija dennoch.

Die Männer in Paavos Familie waren weicher als andere. Zaghaft, schwächlich, flüsterte man oft im Dorf. Als Paavo um Maijas Hand anhielt, hatte er es ihr selbst gesagt. Hatte ihr erzählt, dass manche aus seiner Familie anfällig für Ängste waren. Es kümmerte sie nicht. Sie glaubte nicht an so etwas wie Schicksal. Und sie kannte den Mann vor sich, seit er sie als langhaariger Junge am Zopf gezogen hatte.

»Du bist beständig«, hatte sie gesagt und seine Schläfe berührt.

Keiner von ihnen hatte mit dem gerechnet, was dann geschah.

Nach der Hochzeit begannen sie. Die Ängste. Als ob die Heirat die Verdammnis über ihn gebracht hätte. Nachts warf sich Paavo vor und zurück und stöhnte. Er wachte schweißüberströmt auf, salzig nach Seetang und widerlich nach Fisch stinkend.

Paavo trat nicht mehr nah an den Rand seines Bootes, wenn sie die Netze einholten. Sie versuchte ihn zu warnen, ihn davon abzuhalten. Doch bald schon nahm ihr Mann nicht mehr das Boot hinaus in die brackige Bucht, wo die Heringe in großen Silberwolken umherschwammen und die Rücken der Kegelrobben ölige Flecken der Freude waren. Dann beschloss er, dass er die anderen Männer überhaupt nicht mehr begleiten musste. Sein Haar dunkelte nach, und er schnitt es kurz. Seine Haut wurde blass. Er legte Gewicht zu. Stück für Stück schrumpfte seine Welt, bis er nicht einmal mehr den Anblick von Wasser in den Waschubern im Haus ertrug oder das Geräusch von geschlürfter Suppe.

Letztes Frühjahr kam Paavos Onkel, Teppo Eronen, zu Besuch aus Schweden und sagte: »Tausch dein Boot gegen mein Land«, und schwärmte von einem Land mit Eisenerz in jedem Berg und Flüssen voller Perlen, und in Paavo erwachte eine verzweifelte Sehnsucht, die Wasser von Finnland gegen die Wälder von Schweden einzutauschen.

Ja, Onkel Teppo war nicht der Klügste. Und er erzählte große Geschichten, das wusste jeder, aber könnte nicht doch ein bisschen Wahrheit in seinen Erzählungen liegen? Schließlich hatte Schweden jahrhundertlang versucht, den Norden zu beherrschen. Außerdem war Finnland im Krieg zerstört worden. Und ein neuer Anfang könnte ihnen beiden doch guttun?

Maijas Herz war schwer. Wenn nicht gerade die Soldaten des Zaren ihre Küsten heimsuchten, ihre Dörfer plünderten und niederbrannten, dann waren es die Schweden – und dorthin wollte ihr Mann.

»Es ist nicht leicht, etwas zurückzulassen, weißt du«, sagte sie.

»Das weiß ich.«

Dass es allerdings möglich war, musste sie zugeben.

Sie legte ihm die Hand auf die Wange, zwang ihn, sie anzusehen. »Wenn wir gehen, musst du mir versprechen, das hier nicht mitzunehmen.«

Sein Gesicht verriet ihr seine Gefühle. Er war sich nicht sicher, ob er ein solches Versprechen geben konnte. Die Angst war vielleicht mit jeder Faser seines Körpers verwoben.

»Die Menschen hängen viel zu sehr an ihrer Vergangenheit«, sagte sie. »Schwöre, dass du sie nicht mitnimmest.«

Hastig versprach er es. Und sie glaubte ihm.

Die Wanderung über das Eis der nördlichen Ostsee hätte nur ein paar Tage dauern sollen, eine Woche höchstens bei Schnee, doch der Wind heulte zwischen den beiden Ländern hindurch. Er peitschte die Augen der Auswanderer mit Eiskörnchen, bis sie nicht mehr weitergehen konnten. Sie gruben eine Höhle in die Verwehungen und legten sich hin, hielten einander fest, während der Wind eine Schneeschicht nach der anderen über ihnen abtrug, bis sie nur noch das Rentierfell bedeckte, an dem sie sich festklammerten. Paavo schrie ihr ins Ohr. Der Wind riss die Worte mit sich fort.

»Was?«

»Verzeih mir ...« Er rief wieder. »... habe gelogen ... Es gab ein Boot ... ich konnte nicht damit fahren.«

Und dann, so schnell, wie er aufgebraust war, flaute der Wind wieder ab. Er hinterließ blauen Himmel und tiefgrünes Eis.

Doch in Maija tobte der Wind weiter. All die Dinge, die sie zurückgelassen hatten, und ihr Ehemann hatte sich entschieden, seine Angst mitzunehmen.

Maija blieb stehen, um sich die Stirn mit dem Ärmel abzuwischen. Die Junisonne wärmte die Fichten und Kiefern bis ins Mark, bohrte sich beharrlich bis zu ihrem gefrorenen Innersten vor, bis sie nachgaben und die Wärme in den Boden um ihre Wurzeln herum einsickern und den Frost brechen konnte. Es war heiß für Juni. Ein guter Anfang. Wenn es so weiterging, würde die Natur viel zur Verfügung stellen. Über ihr zerrte ein hoher Wind an den Baumwipfeln. Auf dem Boden war es still, ein goldgrüner Geruch nach Harz und warmem Holz umgab sie.

Und dann durchbrach das Murmeln von Wasser die Stille. Maija setzte ihren Weg fort, den Kopf zur Seite geneigt, den vertrauten Klängen mitten im Wald folgend. Als das Rauschen der Stromschnellen lauter wurde, beschleunigte sie ihren Schritt, erwartete die Öffnung. Die Luft. Sie kam auf einem großen Felsen über einem Fluss heraus und blieb stehen. Das Wasser vor ihr wirbelte, schäumte, brach sich lärmend an Steinen und sprudelte weiter. Sie kannte es, hatte es früher schon gesehen, und doch war ihr noch nie so etwas im Leben begegnet. Früher einmal hätte er es geliebt, dachte sie. Nein, hörte sie beinahe die Stimme ihres Mannes, so etwas mochte ich noch nie.

Sie wandte sich nach rechts, ging an dem reißenden Strom entlang, bis er in einen See mündete; schwache Wirbel auf der glatten Oberfläche waren das einzige Anzeichen für die Kämpfe darunter. Am südlichen Ufer, in etwa einem Kilometer Entfernung, stand eine Hütte.

Die Ansiedlung lag auf einem grasbewachsenen Hügel mit Aussicht auf den See. Hinter dem Haus standen hoch aufragende Kiefern, nicht die schroffen Fichten des Berges. Maija betrat einen Hof, der von vier kleinen

Gebäuden eingerahmt wurde, Schuppen, in denen Holz und Nahrung für den Winter gelagert wurden. Das rhythmische Hacken einer Axt war zu hören, und Maija folgte dem Geräusch zur Rückseite des Stalls. An dessen Wand lehnten Sensen, Rechen, Schaufeln und Hebel ordentlich nebeneinander. Sie ging an Käfigen vorbei, in denen zu Beginn des Frühjahrs sicher Fleisch getrocknet wurde, bevor die Fliegen kamen. Vier fette Äschen hingen an einem Haken, ein Strick führte durch ihre Kiemen. Die Körper glänzten noch, die Mäuler waren weit aufgerissen. So sollte ein Hof aussehen. Sie hatte es ihrer Familie nicht gesagt, aber sie war schockiert über den schlechten Zustand gewesen, in dem Onkel Teppo sein Anwesen zurückgelassen hatte. Sie ging um die Ecke, und ein Mann blickte auf. Sein dunkles Haar war kurz geschoren. Auf seinen Wangen lag ein leichter Bartschatten, und eine Narbe an seiner Oberlippe verzerrte seinen Mund. Er stellte den Holzscheit auf dem Hackklotz in Position und spaltete ihn mit einem Schlag. Dann griff er nach einem weiteren Scheit auf dem Boden.

»Ich heiße Maija«, sagte sie. »Wir haben Eronens Land übernommen. Wir sind seit ein paar Tagen hier.«

Er schwieg. Seine Augen lagen so tief, dass sie trotz des Lichts schwarze Löcher unter seinen Augenbrauen waren.

»Heute Morgen haben meine Töchter auf der Lichtung am Berg etwas gefunden – einen Menschen –, er war tot. Frederika, meine Älteste, sagte, sein Bauch sei aufgeschlitzt gewesen ...«

Er starrte sie an.

»Wir wissen nicht, wer er ist«, fuhr Maija fort.

Er spuckte auf den Boden und hieb die Axt in den

Klotz. Dann ging er mit steifen Schritten davon, als ob er seine Beine zwingen müsste, sich zu heben. Maija ging zu dem Hackklotz. Das war etwas Persönliches, ein Mann musste ihn sorgfältig auswählen. Dieser hier zeigte Spuren intensiven Gebrauchs. Die Jahresringe des Baums waren nicht länger zu sehen, so sehr war die Oberfläche von Kerben übersät. Er ähnelte ihrem Hackklotz daheim. Ihr neuer hier war immer noch sauber und weiß.

Der Mann kehrte zurück, in der einen Hand ein Bündel, in der anderen ein Gewehr. Er ging weiter, und sie nahm an, dass sie ihm folgen solle.

»Ist so etwas schon einmal passiert?«, fragte sie atemlos seinen Rücken.

Er antwortete nicht. Sie hielt Abstand. Er hätte ihr Fragen stellen sollen, nach ihr, nach ihrem Mann, ihrer Herkunft, doch das tat er nicht. Über ihnen ragte der Gipfel des Blackåsen auf, rund und weich – ein Laib Brot auf einem Tablett im Sonnenschein.

Der Hof, auf den sie am Fuß der Nordseite des Berges kamen, war so unordentlich, wie der des ersten Siedlers aufgeräumt war. Überall auf der Erde lagen Werkzeuge verstreut, Wäsche hing auf einer schlaffen Leine, ausgebleichen und verdorrt. Ein Haufen Bohlen lag an einer Hauswand, ein Schaf graste auf einem umzäunten Stück Wiese. Über allem lag eine Lethargie, die nicht zum Überleben hier in der Wildnis passte.

Ein blonder Mann trat auf die Veranda. Er war dünn, mit schmalen Schultern. Sein Haar stand ihm wie die Krone eines Federviehs um den Kopf.

Der Mann neben Maija wirkte auf einmal angespannt. Sie kannten sich nicht, dachte Maija. Oder sie kannten sich, mochten sich aber nicht. Er neigte den Kopf zu ihr,

und die Narbe verzog seinen Mund, als er zu dem Blondem sagte: »Eine Leiche auf dem Berg.«

»Was? Wer?«

»Weiß nicht. Nimm besser deinen Ältesten mit.«

Der Mann öffnete die Hüttentür und sagte etwas ins Hausinnere. Eine jüngere Ausgabe seiner selbst gesellte sich zu ihm: der gleiche blonde Haarschopf, die gleiche knochige Gestalt, die Hände große Schaufeln an seinen Schenkeln.

»Was hast du gesehen?«, fragte der Mann, als er zu ihnen trat. Seine Haut wirkte gräulich, auch wenn er nicht mehr als zehn Jahre älter sein konnte. Sein Sohn hatte einen säuerlichen Gesichtsausdruck. Älter als Frederika, dachte sie. Vielleicht sechzehn oder siebzehn.

»Nichts«, erwiderte sie. »Meine Töchter haben ihn gefunden.«

Der Mann sah sie immer noch an.

»Ich heiße Maija«, stellte sie sich vor.

»Henrik«, antwortete er.

»Und mit wem bin ich hergekommen?«

»Das«, sagte er in Richtung des Rückens des Mannes, der bereits wieder davonging, »ist Gustav.«

Henrik bedeutete Maija, voranzugehen.

»Wie geht es deinen Töchtern?«, fragte er.

»Sie werden darüber hinwegkommen.«

Dorotea war noch klein. Sie würde es vergessen. Und Frederika war stark.

»Wo lebst du?«

»Teppo Eronen ist der Onkel meines Ehemanns. Er hat seinen Hof gegen unseren getauscht.«

»Oh«, meinte Henrik in einem solchen Ton, dass Maija sich am liebsten umgedreht und ihm ins Gesicht gesehen hätte.

»Nun, Eronens Land ist gut«, fuhr er schließlich fort.
»Auf der Südseite des Berges ist es besser als hier. Ihr werdet mehr Sonne haben.«

Die Schattenseite des Berges war voll dichtem Unterholz unter den Fichten. Der Boden war kühl und das Gras feucht. Maija trat fest auf, um nicht auszurutschen. Ihr Atem ging schnell. Unter ihnen verlor sich der Fluss an der Nordseite des Berges und darüber hinaus, wand sich durch das Grün, wie ein schwarzer Muskel oder eine Schlange. Eine Schlange, die auf die blaue Bergkette am Horizont zuschoss.

Sie wusste nicht, was sie auf dem Berggipfel finden würden. Frederikas Erzählung war recht unverständlich gewesen. Aber sie hatte geweint. Frederika weinte selten.

»Ich dachte, die Mädchen könnten die Ziegen mit auf diese Lichtung in der Nähe des Gipfels nehmen«, erklärte sie.

»Dort ist auch das Moor«, sagte Henriks Sohn. »Es ist tückisch. Schick deine Mädchen da nicht hin.«

Als sie den Scheitel erreichten, zögerte sie. Henrik ging an ihr vorbei. Sein Sohn machte Anstalten, ihm zu folgen, doch sie schüttelte den Kopf und ging weiter vor ihm her.

Die Lichtung war ein Meer aus Farben und Licht. Und dann sah sie den Mann.

Er war von der Kehle bis zum Schritt aufgerissen, der Körper klaffte auf, von innen nach außen gekehrt, alles Innere war herausgebrochen und lag nun auf dem Boden.

Hinter ihr stöhnte Henriks Sohn.

»Eriksson«, sagte Henrik.

Gustav ging zu der Leiche und kniete sich hin.

Maija trat einen Schritt zur Seite, ihre Hand tastete nach einem Baumstamm, nach irgendetwas.

Als sie zurückblickte, lag Gustavs Hand auf der Leiche. »Weich«, sagte er. »Ein Bär. Oder ein Wolf.«

»Ein Bär?«, fragte Maija.

Aber welches Monster würde so etwas anrichten?

»Wir bringen ihn zu seiner Witwe«, sagte Gustav.

Maija dachte an Dorotea, ihre knochige Brust und den hervorstehenden Bauch, ihr Körper immer noch der eines Babys. Sie dachte an Frederika, die pulsierende Ader an ihrem Hals, wo die Haut so dünn war, dass sie durchsichtig wirkte, das blaue Pochen machte sie froh und ängstlich zugleich. Eine halbe Stunde, dachte sie. Höchstens eine halbe Stunde Fußmarsch zu unserer Hütte.

»Wir müssen ihn aufspüren«, sagte sie.

Die Männer drehten sich zu ihr um.

»Hier darf kein mordender Bär frei herumlaufen.«

Henrik warf Gustav einen Blick zu.

»Gut«, sagte der und erhob sich, sein Mund ein verzerrtes schwarzes Loch.

»Ich werde dich begleiten«, erklärte Maija.

»Das ist nicht nötig.«

»Ich werde mitkommen.«

»Gut.«

»Eriksson«, sagte Henriks Sohn. »Der Berg hat ihn genommen.«

»Wie meinst du das?«, fragte Maija.

Ein Glanz lag auf seiner Oberlippe, als seine blauen Augen von seinem Vater zu ihr glitten. »Der Berg ist böse«, sagte er.

Gustav bückte sich, um seinen Lederbeutel zu öffnen und ein Leintuch und Stricke hervorzuholen. Er breitete

das Tuch neben der Leiche aus und setzte sich auf die Fersen. Henrik kauerte sich neben ihn. Nach kurzem Zögern tat Maija es den Männern nach. Nebeneinander hockten sie vor dem Toten. Der Junge blieb stehen.

Zusammen rollten sie die Leiche auf das Tuch. Schwer und schaumig gab er unter ihren Händen nach. Hinter ihr würgte der Junge. Maija konzentrierte sich auf Gustavs Hutrand, ließ ihre Hände arbeiten, ohne hinzusehen.

»Wir warten auf dich bei Eronens altem Hof«, sagte Henrik und warf Maija einen Blick zu. »Bei *deinem* Hof«, korrigierte er sich.

Er bedeutete seinem Sohn, mit anzupacken, und die zwei wanden sich die Seile um die Handgelenke und hoben die Leiche hoch. Sie wurden zu einem tanzenden hellen Fleck zwischen den Baumstämmen, bevor sie verschwanden.

Gustav beugte sich vor und stocherte mit einem Zweig in dem niedergedrückten Gras. Am Rand der Lichtung wuchsen Gebirgsnelken. Er erhob sich und ging hinüber zum Gebüsch. Als er die kleinen violetten Blumen mit ihren schwarzen Stielen und smaragdgrünen ovalen Blättern zur Seite drückte, um das silbrige Moos darunter zu betrachten, erhob sich plötzlich ihr starker Geruch in die Luft, vermischt mit dem Gestank der Verwesung.

Die Spuren führten nach Westen, den Blackåsen hinab. Am Fuß des Berges war Moor, schwarzes Wasser, grüne schwammige Grasbüschel.

Maija machte einen Schritt, und Wasser schwappte um ihren Schuh. Sie wartete – und ja, da war es, drang durch das Leder, kühl zwischen ihren Zehen, erwärmte sich. Sie

versuchte, ihre Füße in Gustavs Fußspuren zu setzen. Jedes Mal, wenn sie einen Fuß hob, gab es ein schmatzendes Geräusch. Das hier war Land, das nicht loslassen konnte.

»Geh nah bei den Bäumen«, sagte Gustav, ohne sich umzudrehen.

Sie befolgte seinen Rat. Hielt sich so nah an den Baumstämmen, dass sie an der Rinde entlangstreifte. Fühlte die Wurzeln unter ihren Füßen im nachgebenden Boden. Das Moorwasser war nicht immer schwarz, manchmal glänzte es silbrig. Manchmal spiegelte sich das, was darüber war. Wenn die Sonne herauskam, schimmerte es blau.

Auf der anderen Seite des Sumpfes war der Boden trocken, rosig vor Heidekraut.

»Warum hat der Junge gesagt, dass ihn der Berg genommen hat?«, fragte sie.

Gustav beugte sich vor, um die Zweige auf der Erde in Augenschein zu nehmen.

Die Sonne schob sich über den Himmel. Die Hitze veränderte sich, die Luft wurde stickig und presste zwei Daumen gegen ihre Schläfen. Sie würde Kopfschmerzen bekommen. Zu dieser Jahreszeit triumphierte das Licht über die Zeit. Nur die anderen Geräusche und die Entfernung der Sonne sagten ihr, wenn es Abend geworden war und die Nacht kommen würde.

»Sind die Spuren leicht zu verfolgen?«, fragte sie.

Gustav hielt inne. Er wartete so lange mit einer Antwort, dass sie schon keine mehr erwartete.

»Ja«, sagte er schließlich. »Er hat nicht versucht, sich zu verstecken.«

»Wie lange ist es her?«

»Die Spuren sind mindestens drei Tage alt.« Er rieb

sich das Kinn. »Wir hören hier auf«, erklärte er. »Das Vieh ist längst weg.«

Und doch standen sie noch lange Zeit da und starrten in die Bäume vor ihnen.

Als sie sich umdrehten, zogen Wolken am Horizont auf. Ein Sturm. Milchig blau und kränklich gelb schwellen die Wolken an, bewegten sich unruhig, dräuten wie etwas Unerledigtes, Aufgeschobenes.



Ich hasse es«, sagte der Pfarrer laut. Er trat gegen einen Baum, und ein zurückschwingender Zweig schlug unter dem schwarzen Gewand gegen sein nacktes Bein. »Guter Gott im Himmel«, murmelte er.

Mehr sagte er nicht. Er hatte nur diese eine Chance, dass Gott oder der Bischof Erbarmen mit ihm haben und ihn zurück in den Süden versetzen würde. Er musste vorsichtig sein.

Hier in den Wäldern musste er herumstreunen und dafür sorgen, dass die Namen der Siedler und ihrer Brut im Kirchenbuch verzeichnet waren. Die Region hatte eine Stadt, zumindest nannte sie sich so. Neuankömmlinge sollten zuerst hierherkommen, bevor sie weiterzogen, um ihr Glück in der Wildnis zu suchen. Allein der Gedanke, man könnte sich in dieser Einöde etwas erwirtschaften – grotesk.

Ein Gähnen übermannte ihn, und er merkte, wie müde er war. Es war wahrscheinlich Abend – unmöglich, bei dem ganzen Licht die genaue Tageszeit zu wissen. Er suchte sich eine große Fichte und kroch auf allen vieren darunter, zog das Gewand eng um sich, horchte auf das Ticken und Krächzen des Waldes und mochte es nicht. Er hätte sich besser kleiden müssen. Sommer war es hier nur dem Namen nach. Auch wenn die kühlen Temperaturen weniger Mücken bedeuteten. Er könnte so tun, als hätte er nicht von der neuen Siedlerfamilie gehört, die

Eronens alte Farm bewohnte, dachte er. Der Ruf einer Eule erklang, und er erstarrte. Stille.

Er sollte besser an singende Steintürme denken. An Einheimische in farbigen weiten Hosen und Turbanen, die in spitzen Schuhen herumliefen. An Unterhaltungen beim Abendessen mit dem jungen König, die zu jedem Zeitpunkt damit enden konnten, dass dieser ihn herausforderte und sie im Mondlicht auf ihren Pferden glänzende Straßen hinuntergaloppierten. Als Hofgeistlicher war er unbesiegbar gewesen, oder zumindest hatte er das gedacht. Doch er hatte für diesen Hochmut bezahlt. Dafür hatte die Kirche schon gesorgt.

Zweige knackten laut. Der Pfarrer setzte sich auf, den Rücken gegen den Baumstamm gepresst. Etwas preschte vor ihm durch den Wald. Ein tiefes Grollen, ein schwarzer Umriss zwischen den Baumstämmen, dann Stille.

Ein Tier.

Er musste eingeschlafen sein.

Ein Elch?

Nein, dafür war es zu schnell gerannt.

Als es lange Zeit still geblieben war, stand er auf. Er würde nicht mehr schlafen können, daher konnte er seine Reise auch fortsetzen. Er sah zweimal über die Schulter, als er weiterging, doch da waren nur Bäume.

Bei einer Flussbiegung wurde er plötzlich unsicher, ob er den richtigen Weg eingeschlagen hatte, und verlangsamte seinen Schritt. Er war bisher nur einmal zur Katechismusabfrage auf dem Blackâsen gewesen – ein sinnloses Unternehmen. Die Bauern in ihren besten Lumpen, das Haar mit Zuckerwasser gekämmt, die Ohren heiß und rot geschrubbt, aber immer noch Bauern. Er machte sich Notizen im Kirchenbuch, um eine

makellose Handschrift bemüht: *etwas Vernunft, faul, schwache Intelligenz*. An diese Stelle hier konnte er sich nicht erinnern. Hier floss der Fluss langsamer. Er ähnelte eher einem Tümpel als etwas, das lebte und sich bewegte. Am Ufer lag eine kleine, mit Gesträuch überwachsene Insel. Das Wasser war trüb, und doch schien sich der Umriss der Insel nach unten immer weiter auszubreiten. Er hatte nicht bemerkt, dass der Fluss so tief war. Die Basis des Atolls schien aus Blättern zu bestehen. Ein einsames Blatt trieb unter der Oberfläche im Wasser. Es drehte sich im Dunkeln um sich selbst – als ob es gefangen wäre.

Er trat zurück.

Der See lag hinter ihm, der Berg immer noch vor ihm. Das hier musste der richtige Weg sein, dachte er. Weit konnte es nicht mehr sein.

Das kleine Haus der neuen Siedler lag dunkel in der Mitte eines verlassen Hofes. Soweit der Pfarrer es einschätzen konnte, war es immer noch Nacht. Es roch nach Schlamm, Nesseln und ... Er konnte sich nicht an den Namen der hohen purpurfarbenen Blumen erinnern, doch er sah die klebrige Milch aus ihren Stielen, wie sie sein Gewand befleckte. Stimmen ertönten, Worte drangen vom Nebengebäude herüber.

Drei Männer saßen auf Steinen, dunkle Flecken im schwachen Licht. Ein vierter Mann stand auf, hinter ihm eine Frau. Zuerst hörten sie ihn nicht. Dann hoben die fünf plötzlich die Köpfe. Die Männer sprangen auf und zogen die Hüte. Henrik, einer seiner Söhne und der andere, der immer für sich blieb, der mit dem Hinkebein – Gustav. Der neue Siedler war dick und behäbig. Die Frau stand bewegungslos da.

»Was ist das denn hier?«, fragte der Pfarrer. »Ein kleines Gemeindetreffen?«

»Nein, nein«, erwiderte Henrik. »Nicht ohne Euch.«

»Ich bin der Pfarrer hier«, sagte er den Neuankömmlingen, »euer Pfarrer, Olaus Arosander. Ich bin hier, um euch zu registrieren.« Er bemerkte, dass er zu der Frau sprach. Sie war klein, hatte das Kinn jedoch hoch erhoben. Obwohl sie jung wirkte, war ihr Haar grau oder weiß, doch das konnte auch am Licht liegen. Neben ihr drehte der neue Siedler seinen Hut in den Händen. Immer im Kreis herum.

»Eriksson ist tot«, sagte Henrik.

Der Pfarrer erstarrte. »Eriksson?«

»Wir haben ihn auf dem Berg gefunden. Am Ziegenpass.«

Der Pfarrer fühlte, wie alles in ihm herabfiel, vom Gipfel des Berges bis ganz nach unten stürzte. Ihm war schwindlig. Und übel.

»Was ist passiert?«, fragte er.

»Ein Bär«, sagte Gustav. »Vielleicht auch ein Wolf. Die Spuren waren alt. Wir waren die ganze Nacht unterwegs.«

Die Frau starrte Gustav an. »Es ist ungewöhnlich, dass ein Bär oder ein Wolf angreift. Vor allem im Sommer.«

»Das Land gibt nicht viel her«, entgegnete Gustav. »Auch die Raubtiere sind ausgehungert.«

»Was habt ihr gemacht?«, fragte der Pfarrer. »Ich meine, wo ist er jetzt?«

»Wir haben ihn zu Elin gebracht«, antwortete Henrik.

»Sie hat im Hof schon auf uns gewartet«, fügte sein Sohn hinzu.

Der neue Siedler mischte sich ein. »Wie meinst du das? Hat sie es gewusst?«

»Es gibt Probleme mit Elin«, sagte der Junge.
»Das sind die Worte deiner Mutter«, entgegnete Henrik.

Vater und Sohn starrten sich an.

»Was machen wir jetzt?«, fragte die Frau.

»Was ihr vorher auch gemacht habt«, sagte Gustav und ging ohne ein Wort des Abschieds davon.

Als der Pfarrer den neuen Siedlern Richtung Haus folgte, hörte er, wie das Leben in dem hohen Gras und im Stall erwachte. Der Morgen brach an.

Er setzte sich in der Küche auf die Bank und nahm das schwarze Buch aus seinem Beutel. Er legte es vor sich auf den Tisch, holte Tinte und Feder dazu, feuchtete die Finger an und berührte damit die Spitze des Schreibgeräts. Im Halbkreis standen sie um ihn herum. Die beiden Töchter hatten die großen grauen Augen und das blonde Haar der Mutter. Vom Vater hatten sie die runden Wangen und die Ernsthaftigkeit – ein gewisser Zug um ihren Mund.

»Ich brauche eure Namen. Ihr seid natürlich alle getauft?«

Der Mann nickte.

»Ich heiße Maija«, sagte die Frau. »Mein Vatersname war Harmaajärvi. Das hier ist mein Ehemann, Paavo Ranta. Und das hier sind Frederika und Dorotea.« Sie berührte die Schultern ihrer Töchter der Reihe nach.

Der Pfarrer notierte die Namen in großen Buchstaben.

»Geburtstag?«

Wieder antwortete die Frau. »Ich bin im Januar 1680 geboren, Paavo im August desselben Jahres. Frederika ist diesen März vierzehn geworden und Dorotea im April sechs.«

»Herkunft?«

»Österbotten, Finnland. Wir alle.«

Finnen. Natürlich, jetzt sah er es. Die blasse Haut, die vielen Muttermale. »F-i-n-n-i-s-c-h«, buchstabierte er laut. »Das hier sind eure Kinder?«

»Ja«, sagte sie – die Finnin.

»Und ihr werdet das Land hier bewirtschaften?«

»Ja«, antwortete sie wieder. »Auch wenn ich ausgebildete Heilerin bin, eine Hebamme. Ich kann den Frauen hier vielleicht helfen, wenn ihre Zeit gekommen ist.«

Der Pfarrer schrieb alles nieder, schloss das Buch und legte es vor sich auf den Tisch. Die Finnin nickte, und die ältere Tochter stellte einen Topf aufs Feuer. Der Mann reichte dem Pfarrer eine Kelle mit Wasser.

Er trank sie bis zum letzten Tropfen aus.

Eriksson war also tot.

Das erste Mal hatte der Pfarrer Eriksson im Moor am Blackåsen getroffen, im Frühjahr nach seiner Ankunft hier in der Gegend. Der Kiefernwald im Süden stand in Flammen, knackte und knisterte, es roch nach verbranntem Holz, unzählige orange wütende Funken stoben im schwarzen Rauch zum Himmel auf. Der Pfarrer wollte sich davonmachen, da stand Eriksson vor ihm und sagte: »Ich bin dabei, das Land zu roden.«

»Das ist verboten«, sagte der Pfarrer.

»Dann bleib weg.«

So war er, Eriksson. Kein Respekt. Manchmal nahm Gott die richtigen Menschen zu sich.

Es zischte, und in der Küche breitete sich ein Geruch nach heißer Butter und Äsche aus, und der Magen des Pfarrers knurrte hörbar.

Plötzlich erinnerte er sich an sein abruptes Erwachen, das Tier, das durch den Wald brach. Wie hatte ein Bär

einen Menschen getötet? Ihn niedergeschlagen? Ihn gebissen? Er schauderte. So genau wollte er es gar nicht wissen.

Die Finnin stellte einen Teller vor ihn hin. Fisch. Sie schnitt eine dicke Scheibe Brot ab, bestrich sie mit gelber Butter und reichte sie ihm. Er nickte ihr zum Dank zu.

Er packte den Fisch mit beiden Händen, biss hinein und schmeckte Salz und Fleisch und Kohle. Das Brot war richtiges Brot, ohne Zusätze von Rinde oder Halmen.

Als er sein Mahl beendet hatte, lehnte er sich zurück. Sie hatten die Wände gereinigt, den Boden mit Birkenzweigen gefegt, bis das Holz weiß war. Frische Stoffbahnen hingen an den Fenstern.

»Was geschieht jetzt?«, fragte die Finnin.

Sie setzte sich ihm gegenüber hin. Das aufsteigende Licht, das von draußen durch das Fenster hereindrang, verwandelte ihre blonden Strähnen in die goldene Krone der Gerechtigkeit. »Werdet Ihr sie jetzt besuchen? Die Witwe?«

Er holte ein Taschentuch hervor und wischte sich damit über den Mund. »Natürlich«, sagte er gepresst.

»Dann komme ich mit Euch«, erklärte sie. »Sie braucht vielleicht weiblichen Beistand.«

Die Luft war kühl, doch der Pfarrer war vollkommen durchgeschwitzt. Sein Gewand verfang sich an Zweigen und Ästen. Elin würde den Leichnam ihres Mannes in einem vorläufigen Grab beerdigen. Man würde den Sarg dann ausgraben und zur richtigen Beerdigung im Oktober oder November in die Stadt schicken, wenn der Schnee den Transport noch ermöglichte. Dieses ganze Unternehmen war ihm höchst unangenehm. Er hätte einfach ablehnen sollen. Er machte einen falschen

Schritt und stellte sich vor, wie die Finnin hinter ihm höhnisch lachte. Daher ging er langsamer, bis sie auf gleicher Höhe waren und sich schweigend nebeneinander fortbewegten.

»Habt Ihr ihn gekannt?«, fragte sie.

»Eriksson? Warum fragst du?«

Sie sah ihn an.

»Natürlich habe ich das«, antwortete er schließlich verärgert. »Er war ein Mitglied der Gemeinde.«

»Es ist interessant, dass man ihn beim Familiennamen nennt.«

Der Pfarrer zuckte mit den Schultern. Eriksson war ein Mann, dem man besser nicht zu nahe kam.

»Wer war er?«

»Ich weiß es nicht. Alle Siedler hier sind vor irgendetwas oder irgendwem geflohen, weshalb sie nicht gern über die Vergangenheit sprechen.«

»Sind wir nicht«, sagte sie nach einer Weile.

»Was seid ihr nicht?«

»Geflohen.«

Der Pfarrer blickte in den Himmel hinauf. Ich mag sie lieber, wenn sie gebrochen sind, dachte er. Gebrochen, erniedrigt, bereit für das Kreuz.

»Wie viele Menschen leben hier?«

»Es gibt fünf Siedlungen auf und um den Blackåsen. Mit eurer sechs.«

Sechs andere Berge in seiner Gemeinde. Und in der Mitte eine leere Stadt.

»Und die Lappen«, fügte er hinzu.

»Die Lappen?«, fragte sie zögerlich nach.

»Sie verbringen den Winter auf dem Blackåsen«, sagte er und kam sich fast väterlich vor. »Treiben die Rentiere von den höheren Bergen hinunter, damit sie etwas zu

fressen finden. Du wirst sie an Weihnachten in der Kirche sehen, wenn nicht sogar vorher.«

»Henriks Sohn wirkte verängstigt«, sagte sie.

Die Kinder auf dem Blackåsen waren das tatsächlich.

»Und Gustav ist ...« Sie zögerte.

Nun, ja. Der Pfarrer wusste auch nicht, wie er es nennen sollte. Sie nickte, als ob er laut gesprochen hätte.

»Onkel Teppo hat uns nicht viel darüber erzählt, was uns erwartet«, erklärte sie mit einem feinen Lächeln, als ob sie einen Witz teilten.

»Ich habe deinen Onkel nicht gekannt, ich bin erst ein Jahr hier.«

Nicht ganz. Zweihundertunddreiunddreißig Tage.

Sie sah ihn an. »Aber wann ist unser Onkel weggegangen?«, fragte sie.

»Wenn ich es aus den Kirchenbüchern richtig in Erinnerung habe, vor vier oder fünf Jahren.«

Der Pfarrer blieb stehen, um sich die Stirn abzuwischen. Neben dem Weg waren einige Steine zu einer Pyramide aufgebaut. Aus ihrer Mitte ragte ein dicker Stecken zum Himmel empor. Eine Art Wegweiser. Auf seinen schweißnassen Handflächen waren schwarze Punkte. Er wischte sie noch einmal ab, verstaute das Taschentuch wieder und strich seinen Kragen mit zwei Fingern glatt.

»Was wird aus ihnen?«, fragte die Finnin.

»Aus wem?«

»Erikssons Frau und Kindern.«

»Oh, das weiß ich nicht«, sagte er.

Eine Frau allein mit vier Kindern konnte keinen Hof führen. Es würde entweder auf das Armenhaus an der Küste hinauslaufen, oder sie kämen auf die Almosenliste und würden reihum ein paar Tage auf jedem Hof verbringen. Die Bauern würden natürlich protestieren. Sa-

gen, es wären sowieso schon zu viele Menschen. Doch darüber würde er jetzt nicht mit der Witwe sprechen. Sie würde immer noch Hoffnung haben, sagte er sich, wusste jedoch, dass er es nur aufschob. Wenn der Winter kam und sie die Leiche hinunterbrachten, würde er veranlassen müssen, dass die Witwe und ihre Kinder mitgenommen wurden.

Zwischen den Fichten vor ihnen stand eine Frau. Sie war blass und dünn. Ihr Haar war ein krauses Rotbraun – es sah beinahe nicht menschlich aus. Elin. Sie wartete mit hocherhobenem Kopf auf sie.

»Elin«, sagte der Pfarrer.

»Bitte schau ihn dir an, bevor wir ihn begraben.«

Er schüttelte den Kopf.

»Du musst ihn dir wirklich anschauen.«

Der Pfarrer schüttelte erneut den Kopf, bevor er merkte, dass Elin die Finnin angesprochen hatte.



Der lange Rock der Frau vor ihr streifte über den Boden. Henriks Sohn hatte gesagt, es gebe Probleme mit Elin. Maija dachte daran, wie ihn sein Vater zum Schweigen gebracht hatte. Die Worte hatten harsch geklungen, doch es war keine Zurechtweisung gewesen. Nein, Henrik hatte darum gebeten.

Elin gab ein Geräusch von sich und sagte: »Es ist gut, dass du nicht von hier bist.«

»Oh.« Maija schrak auf. »Ja?«

Der Pfarrer hinter ihr stolperte.

Auf der Veranda saßen vier dünne Kinder, dicht nebeneinander. Maija atmete langsamer. Das Gesicht des Pfarrers war ausdruckslos. Hier bedeutet ein Mann nichts, dachte sie. Diese Gegend werden wir unbemerkt durchlaufen.

Elin wandte sich an sie. »Henrik sagt, es sei ein Bär gewesen.«

»Elin«, erwiderte Maija, »ich war dort. Ich habe die Leiche deines Mannes gesehen.«

»Aber hast du es *gesehen*?«, fragte die andere Frau. Sie betonte das Wort »gesehen«. Machte deutlich, dass es mehrere Arten des Sehens gab.

Der Pfarrer verlagerte sein Gewicht und wippte auf den Fußsohlen vor und zurück. »Die Toten soll man ruhen lassen«, sagte er.

»Bitte«, flehte Elin.

Als sie ihr zum Stall folgten, hatten sich die Kinder auf

der Veranda immer noch nicht bewegt. Maija fühlte ihre Augen wie Eiszapfen im Rücken.

Im Stall standen keine Tiere, und die Stille war so präsent, dass sie Maija geradezu laut vorkam. Das Dach war voller Zwischenräume, durch die das Tageslicht hineinströmte und mit dem Staub weiße, unbewegliche Schächte bildete. Elin nahm eine Laterne von ihrem Nagel an der Wand. Sie zündete sie an, und Maija konnte nicht länger den in Leintuch eingeschlagenen und mit schmutzigen Seilen festgebundenen Umriss auf dem Tisch ignorieren. »Wachse über dich hinaus«, hatte sie ihrer Tochter letztens gesagt, als die Lippe der Vierzehnjährigen am Morgen nach einem bösen Traum gezittert hatte. »Um deiner kleinen Schwester willen, um unser aller willen. Sei größer.«

Was für ein dummer Rat. Sie würde ihn nie wieder ansprechen.

Elin gab ihr die Laterne, damit sie die Stricke lockern und das Tuch zur Seite schlagen konnte. Auf der Innenseite war es braun gefleckt, und der Gestank nach Verwesung schlug ihr wieder entgegen, füllte ihren Mund mit einem kupferartigen Geschmack – als ob sie das Blut des Mannes schmeckte. Der Pfarrer verbarg das Gesicht in seiner Armbeuge. Elin steckte das Tuch unter dem Leichnam fest. Zusammenhalten. Sie versuchte, zusammenzuhalten, was einmal ein Ehemann und Vater gewesen war, ein Leben.

Eine Welle der Übelkeit oder Trauer drohte Maija zu überwältigen, und sie musste den Mund weit öffnen. Sie gab Elin die Laterne zurück, nahm ihr Halstuch ab und band es sich um Mund und Nase. Die Haut im Gesicht des toten Mannes hing schlaff herunter. Sein Unterkiefer

war mit einem Tuch hochgebunden, und auf jedem Augenlid lag ein Stein. Der Tod hatte viele Gesichter. Auch wenn es böse war, hatte Maija schon Schlimmeres gesehen.

Sie spürte die Anwesenheit der Frau auf der anderen Seite des Tisches. Ich weiß nicht, was ich deiner Meinung nach tun soll, dachte sie. Ein Wolf hat ihn angegriffen und ... Sie hielt inne. Elin nickte. Maija trat näher heran. Mit dem Finger zog sie Erikssons abgetragenes Hemd aus der Wunde und beugte sich vor.

»Hast du Wasser?«, fragte sie. »Und ein Tuch?«

Elin stellte die Laterne auf den Tisch und verschwand aus dem Lichtkreis. Sie kam mit einer Schüssel und einem Stofffetzen zurück. Maija wusch das getrocknete Blut von der Haut zu beiden Seiten der offenen Bauchhöhle. Dann hielt sie inne. Sie hob Erikssons schwere Hände, zuerst die eine, dann die andere, besah sich die rauen Handflächen. Da war ein kleines rotes Mal, wie eine Verbrennung, an seinem rechten Zeigefinger. Sonst war nichts zu sehen. Sie schob die Überreste seines Hemdes nach oben, um Schultern und Kehle zu betrachten. Sie nahm die Steine von seinen Augenlidern und bedeutete Elin, ihr zu helfen. Zusammen rollten sie den Körper auf die Seite. Sein Nacken war schwarz von Blut, das sich dort abgesetzt hatte. Doch das Hemd war unversehrt am Rücken.

Sie legten den Körper vorsichtig wieder ab. Maija hob erneut seine rechte Hand, um das Mal an seinem Finger zu betrachten. Ein paar Samen hatten sich an seinem Hemdsärmel verfangen. Sie kratzte sie in ihre Handfläche ab. Sie sahen beinahe aus wie trockene Kiefernnadeln, waren jedoch kompakter und leicht gräulich. Maija roch daran, und sie sonderten selbst im Gestank nach

Tod noch einen so starken Duft ab, dass ihre Nase juckte. Kräuter? Sie zerbiss einen Samen zwischen den Vorderzähnen. Der Geschmack war scharf, bitter.

Elin beugte sich zu ihr. Sie nahm zwei Samen, zerrieb sie zwischen den Fingerspitzen und roch daran. Dann schüttelte sie den Kopf. »Nicht hier aus der Gegend.«

Über Elins Schulter trafen sich Maijas und die blauen Augen des Pfarrers. Sie nickte Elin zu und trat zurück. Diese gab ihr wieder die Laterne und schlug das Tuch über den Leichnam.

Daheim in Österbotten hatte Maija einmal gesehen, wie Grauwölfe angriffen. Es war Winter und mitten am Tag. Sie hatte auf dem See durch ein Loch im Eis Hechte geangelt und dabei immer wieder mit einem kleinen Ruck an der Leine gezogen, um den Fisch dazu zu bewegen anzubeißen. Die Sonne schien. Es war still. Auf der anderen Seite des Sees schlitterte ein Reh übers Eis. Maija ließ vor Schreck die Angelschnur fallen und trat rasch darauf, bevor diese im Loch verschwand. Als sie sich hinkauerte, um sie aufzuheben, kamen sie. Fünf an der Zahl, ein bleifarbener Streifen auf dem Schnee. Gelbe Zähne, Pfotenabdruck für Pfotenabdruck, absolute Stille. Dann sprang einer von ihnen mit gesenktem Kopf los. Das Reh schwankte. Die anderen folgten dem Anführer. Maija erinnerte sich, wie überrascht sie war, dass das Geräusch von zerreißendem Fleisch nicht lauter war als das Auseinanderreißen von Tuch.

Und was Bären anging ...

Elin band die Stricke um die Überreste ihres Mannes, und Maija stand daneben und wusste, dass sie nicht auf das Opfer eines Bärenangriffs blickte, auch wenn sie noch nie eines gesehen hatte. Der Körper wies keinerlei Anzeichen von Gegenwehr auf. Keine Spuren von Klau-

en oder Zähnen, nur dieser saubere, vertikale Schlitz. Selbst für ihre unerfahrenen Augen war das nicht das Werk eines Bären.

Sie saßen auf der Veranda. Der Pfarrer war gegangen, um sich die Hände zu waschen. Elin's Gesicht war blass. Maija konnte die Kinder nicht sehen. Zur rechten Seite des Innenhofes hin standen einige Birken. Zu nahe beieinander, dachte sie, man hätte sie ausputzen müssen. Die Ausgewachsenen nahmen zu viel Platz ein, es gab nicht genügend Licht für die Schösslinge.

»Das war kein Bär«, sagte sie.

Elin starrte abwesend geradeaus. Es war, als ob sie verschwunden wäre, jetzt, da Maija gesehen hatte, was sie sehen sollte.

»Seit wann wurde er vermisst?«

Elin bewegte den Kopf. »Er wollte zum Moor gehen. Er hatte mit Gustav darüber gesprochen, dieses Jahr mit der Ernte weiter in die feuchten Abschnitte vorzudringen. Vor drei Tagen. Vielleicht vor drei Tagen war das.«

»Hast du dir keine Sorgen gemacht?«

Elin hob die Schultern ein wenig, ließ sie wieder fallen. »Er war oft für längere Zeit weg.«

»Um was zu tun?«

»Er ist an die Küste gereist, um Handel zu treiben. Wenn er hier war, tat er, was unsere Männer tun. Jagen, fischen.«

Die Wunde sah nicht aus, als stammte sie von einer Axt. Sie war länglich und schmal. Wie von einem Messer. Nein, kein Messer. Etwas, das mit Kraft geschwungen wurde. Ein Degen. Die anderen hätten es auch gewusst. Sobald sie die Leiche gesehen hätten.

»Ist etwas geschehen, bevor er aufgebrochen ist?«, fragte Maija. »Irgendetwas Ungewöhnliches?«

»Nein. Nichts Ungewöhnliches.« Elin blickte sie an, und ihre Stimme wurde schneidend. »Er wollte zum Moor gehen.« Der Moment der Stärke war vorbei, und ihre Schultern sackten nach unten.

Ein leichter Wind wehte über den Hof. Das hohe Gras wie im Gebet geneigt. Der Pfarrer kam zurück und wischte sich den Mund mit einem Tuch ab. Seine hohe Gestalt und die bestimmten Schritte waren zu entschlossen für die Stille, sein Profil zu scharf. Er zupfte mit der Hand an seinem braunen Haar. Er ist jung, dachte Maija. Jünger, als man auf den ersten Blick denken könnte.

»Sein Bruder ...« Elins Stimme verklang.

Der Pfarrer war nun bei ihnen. Aus dem Augenwinkel sah Maija, wie er den Kopf schüttelte.

»Wenn du mir sagst, wo er lebt, dann kann ich auf dem Heimweg mit ihm sprechen«, bot sie an. »Was wirst du jetzt tun?«

Elin gab keine Antwort.

Als sie gingen, drehte sich Maija um und sah auf einmal wieder die Kinder. Sie standen zwischen den Birken, verschmolzen wie Geister mit den bleichen Stämmen.

Nichts, dachte sie. Wir sind nichts.